

Martin Walser: Die Verteidigung der Kindheit. Roman. Frankfurt am Main: Suhrkamp, 1991. 520 S., 44,- DM.

Das Problem einer halbwegs gerechten Beurteilung dieses Buches beginnt schon damit, daß man weiß, daß Walser die "Alfred-Dorn-Geschichte" nicht erfunden hat: sie sei ihm von zwei Frauen ins Haus gebracht worden, er habe sich dafür interessiert und anschließend genauestens an den Originalschauplätzen recherchiert; folglich läßt sich schwer etwas über Walsers Figur sagen,

ohne daß zugleich über einen - zwar verstorbenen, aber eben doch realen - Menschen geurteilt wird, was dem Erzähler angelastet wird, trifft auch den Autor. Die Grenzen zwischen Fiktion und Wirklichkeit verschwimmen auf eine komplizierte Art und Weise.

Alfred Dorn muß freilich schon eine Walser-Figur gewesen sein, bevor er seinem Autor in die Hände fiel, und eine ziemlich extreme dazu. Er teilt die bekannten (angesichts einer unsäglichen Einrichtung der gesellschaftlichen Verhältnisse ja gar nicht unehrenhaften) Schwierigkeiten der Zürns, Halms und Horns, mit sich selber, insbesondere der eigenen Sexualität, aber auch der Welt zurechtzukommen; wie seine Vorgänger hat auch Dorn Lach-, Kommunikations- und (Bei-)Schlafprobleme, kariöse Zähne und Haarausfall, freilich alles in gesteigerter Form. Als ehemaligem Dresdner Wunderkind gelingt ihm im Westen nur eine unterdurchschnittliche Karriere, außerordentlich (weniger interessant als pathologisch!) ist an der Figur seine Mutter- und Vergangenheitsbeziehung. Nach dem Tode seiner Mutter hat Dorn nach der generellen Logik Walserscher Romanhandlungen denn auch keine reelle Chance mehr: Ohne die Unterstützung einer besseren Ehehälfte kann er nicht wie seine älteren Papierkameraden überleben, Tabletten bringen ihm am Ende von über 500 Seiten um: vorzeitig, rechtzeitig oder schon zu spät?

Im Hinblick auf den realen Dorn ist diese Frage natürlich unzulässig; was den papiernen betrifft, plädiere ich für "zu spät". Das böse Urteil erwächst aus fehlender Bereitschaft, die Triade einer fatalen Mutter-Sohn-Beziehung (der Autor würde von einer Liebesgeschichte sprechen) und ihres kongenialen Biographen durch eine entsprechend kongeniale Lesehaltung zu erweitern; den nachdrücklich gestellten Antrag des Erzählers, psychologische Terminologie bei der Besprechung des dargestellten Falles beiseite zu lassen, lehne ich ab. Auch die vorwiegend in der ersten Hälfte des Romans angebotenen Bestechungsmittel (viele witzige Situationsschilderungen, eine glänzende Vergegenwärtigung des Lebensgefühls der fünfziger Jahre und manches mehr) können mich weder zu Identifikationsakten bewegen noch über die fürchterlichen Wiederholungen von zerquälten Ritualen des Protagonisten und Zerfallsprozessen seiner familiären Umgebung im letzten Drittel des Buches hinwegtrösten. Hier scheint der Autor in wahrhaft Dornscher Konservierungsmanie auch noch letzte Fischsturzform seiner Recherchen dokumentiert zu haben.

Walsers Leiden an der deutschen Teilung, das sich im Hintergrund des Geschehens nach *Dorle und Wolf* ein anderes Mal austoben darf, zähle ich übrigens nicht unter obenerwähnte Bestechungsmittel. In der Erinnerung bleibt ein unangenehmer Hauch von Fasold, Richard.

Hans-Peter Ecker